

Jan de Leeuw  
Falsche Bilder

*Jan de Leeuw* wurde 1968 in Aalst/Belgien geboren. Er ist Psychologe. ›Falsche Bilder‹ (deutscher Originaltitel: ›Das Schweigen der Eulen‹) ist sein Debüt und erhielt die Auszeichnungen ›JuBu Buch des Monats‹ sowie ›Die besten 7 Bücher für junge Leser‹.

Jan de Leeuw

# **Falsche Bilder**

Aus dem Niederländischen  
von Rolf Erdorf

Gerstenberg  
dtv junior



Deutscher Taschenbuch Verlag

*Dieses Buch ist für meine Eltern, die mir das Leben,  
Liebe und gesundes Gemüse gaben.*

Ungekürzte Ausgabe  
In neuer Rechtschreibung  
Januar 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
[www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)

© 2004, Jan de Leeuw und Davidsfonds Uitgeverij NV,  
Blijde-Inkomststraat 79–81,  
3000 Leuven, Belgium

Titel der niederländischen Originalausgabe: ›Vederland‹,  
2004 erschienen bei Davidsfonds  
Uitgeverij NV, Belgium

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2006 Gerstenberg Verlag,  
Hildesheim. Erschienen unter dem Titel  
›Das Schweigen der Eulen‹

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich unter Verwendung  
eines Fotos von Jan Roeder

Gesetzt aus der Berling 11/13,5'

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78226-5

The past is another country:  
they do things differently there.  
*The Go-Between, L. P. Hartley*



**Arnoud**





## Meine Großmutter

Meine Großmutter starb im unvergesslichen Sommer 1996.

Ich fand es schlimm für meinen Vater, der es zu dieser Zeit ohnehin nicht leicht hatte. Aber es war vorherzusehen gewesen. Sie war eine alte Frau und alte Frauen sterben nun mal. Das ist der Lauf der Welt, dachte ich damals. Junge Leute leben und alte Leute sterben, und das hält die Welt im Gleichgewicht.

Ich war dreizehn, was wusste ich schon.

Ich kannte sie nicht gut genug, um tatsächlich zu trauern. Seit Jahren hatte sie mit meinem Vater im Streit gelegen, und ich konnte mich kaum mehr daran erinnern, wie sie aussah.

Auf seinem Schreibtisch standen zwei Fotos von ihr, zwischen denen von Freunden, die nicht mehr zu Besuch kamen, und Bekannten, die wir mieden. Aber die Fotos halfen mir nicht viel weiter. Auf der ersten Aufnahme war sie eine noch junge Frau mit Locken, die gerade vom Fahrrad gestiegen war, irgendwo auf einem Feldweg. Sie lächelte ein wenig spöttisch, als hätte sie Mitleid mit dem Fotografen gehabt. Auf dem nächsten Foto war sie ein Stück älter. Ihre Haare waren zu einem Knoten zusam-

mengezwungen und mit Eisenkämmen gebändigt. Sie blickte mich mit strengen schwarzen Augen an. Und das Lächeln war verschwunden.

Keine von beiden ähnelte der Großmutter aus meiner Erinnerung. Diese Frauen hatten die Zeit gefunden, sich in Pose zu setzen, und meine Großmutter war die seltenen Male, die wir sie besucht hatten, immerfort in Bewegung gewesen. Sie verschob Tische und Stühle, harkte im Garten, wienerte Treppenstufen, klopfte Matten aus oder zog mich mit zum Pflaumenpflücken, die sie stundenlang kochte, um sie später in dicke Weckgläser zu löffeln. Und selbst abends, wenn sie und mein Vater ihren Kaffee tranken, saß sie nicht still.

Von dem Tisch aus, unter dem ich vorübergehend mein Lager aufgeschlagen hatte, schaute ich zu, wie sie einen Korb mit löchrigen Strümpfen und ihr Nähkästchen zum Vorschein brachte.

Meine Mutter warf löchrige Socken einfach in den Müll, aber meine Großmutter nahm ein Holzei, steckte das in den Socken, suchte das Loch und begann zu stopfen.

An dieses Ei erinnere ich mich noch gut, fast besser als an meine Großmutter. Ich wollte es festhalten, es in den Händen spüren. Ich wollte es haben. Es war so glatt und geheimnisvoll. Was wohl aus so einem Stopfei hervorkam, wenn man es lange genug ausbrütete? Ich wagte nicht zu fragen, sondern schaute nur mit großen Augen zu, wie sie mit jedem Stich das Loch verkleinerte und das Ei mehr

und mehr in der Socke einsperrte, bis es vollkommen vom Garn begraben war.

Sie war eine eigentümliche Frau, meine Großmutter, die Kaffee trank in einer Insel aus gestopften Strümpfen.

Und sie war alt.

Mein Vater kam mir schon so alt vor. Er war einundvierzig, als ich geboren wurde. Manchmal standen wir in irgendeinem Geschäft und irgendwelche Kunden fragten mich, ob ich mit meinem Großvater unterwegs sei. Ich schrumpfte jedes Mal zusammen, aber mein Vater strahlte. *Nein*, sagte er dann, *das ist mein Sohn!* Als hätte er mit einundvierzig noch eine schwere Prüfung durchstanden, einen Marathon gelaufen oder den Nordpol überquert. Na ja, wer meine Mutter kannte . . .

War mein Vater alt, dann war meine Großmutter steinalt. Und mager. Wenn sie aufs Fahrrad stieg, um Milch beim Bauern zu holen, konnte man meinen, der Wind würde sie jeden Augenblick fortpussten. Und sie roch. Nicht, dass sie gestunken hätte, aber sie hatte so einen Geruch an sich, etwas muffig, genau wie das Haus. Ein Geruch von Kaffee und Erde und Bohnerwachs. Und etwas anderem, das ich bisher nur in ihrem Haus gerochen habe.

Ehrlich gesagt, fürchtete ich mich vor ihr. Ich war davon überzeugt, dass sie eine Hexe war. Mal ehrlich: eine merkwürdig riechende alte Frau allein in einem großen Haus, die Schränke voll mit Einmachgläsern,

aus denen einen die Obstsorten wie Schrumpfköpfe anstarrten. Schon weniger hätte einen denken lassen, dass sie an Sommerabenden mitsamt Besen und allem zum Hexentanz auf irgendeinen kahlen Berg flog. Alles Unfug natürlich. Meine Großmutter hatte wenig Geduld mit Leuten, die abergläubisch waren.

Ein Tag blieb mir mit mehr als nur ein paar unzusammenhängenden Fetzen in Erinnerung.

An diesem Tag hatten mein Vater und ich uns früh nach Deemstervelde, dem Dorf, in dem sie wohnte, auf den Weg gemacht. Im Auto wurde mir schlecht, und als wir endlich ankamen, glühte ich vor Fieber. Mein beunruhigter Vater bestand darauf, einen Arzt zu holen, aber meine Großmutter wollte nichts davon wissen. Das Dorf hatte keinen Arzt. Und es sei Unsinn, wegen eines bisschen Fiebers jemanden aus der Stadt kommen zu lassen.

Sie trug mich die Treppen hinauf in ein kleines weißes Zimmer. Ich weiß noch, wie wütend ich auf diese Frau war, die mit meinem Vater sprach wie mit einem Kind und die mich dort in diesem Zimmer würde sterben lassen, ohne Hilfe, ohne Arzt, ohne meine Mutter.

Sie legte mich auf das Bett und ich musste mich vornüberbeugen. Tat das weh? Und das hier? Ja, alles tat weh. Ich starb. Sah sie das denn nicht?

»Es ist nicht schlimm«, behauptete sie. »Alles wird gut.«

Sie ließ mich allein zurück und ich weinte.

Aber kurz darauf brachte sie mir ein Glas warme Milch, in der seltsame Sachen schwammen. Fledermausaugen und Salamanderfüße wahrscheinlich. Sie konnte mich nicht schnell genug unter die Erde bringen.

»Das schmeckt mir nicht«, wagte ich noch zu sagen.

»Trink es trotzdem.«

Und ich trank.

Das Letzte, woran ich mich erinnerte, war ihre Hand auf meiner Stirn.

Es war schon Nachmittag, als ich aufwachte. Das Fieber war weg. Durch das Fenster hörte ich meinen Vater sprechen. Ich konnte aufstehen, blieb aber liegen und sah mich in aller Ruhe im Zimmer um. An der Wand hing ein gemaltes Bild mit einer Obstschale, und je länger ich es betrachtete, desto hungrieriger wurde ich. Außer dieser widerwärtigen Milch hatte ich den ganzen Tag noch nichts zu mir genommen.

Über meinem Bett hing noch ein Bild: Gewitterwolken über einem Schloss.

Inmitten dieser düsteren Landschaft ergoss sich ein gelbliches Licht aus den Turmfenstern in den Schlossteich und glitt wie eine dicke Schlange, wie ein stumpfer Blitz durch das aufgepeitschte Wasser. Der Sturm, der sich in der Luft ankündigte, war im Teich schon losgebrochen.

In die Ecke des Bildes hatte jemand *IM 1942* gemalt.

IM? Irma Meert war der Name meiner Großmutter. Ich hatte nicht gewusst, dass sie malte. Dieses Schloss hatte sie bestimmt von ihrem Besen herab gesehen.

Ich richtete mich auf, um es besser betrachten zu können, und stieß dabei das Milchglas um. Der Lärm brachte sie nach oben.

»Unser schöner Schläfer ist wach«, meinte meine Großmutter lachend, während sie vorsichtig die Glasscherben aufhob. Es war ein echtes Lachen gewesen.

Und jetzt, jetzt war sie tot und ich würde sie nie wiedersehen.

## Das Begräbnis

Am Tag der Beerdigung waren wir schon unbarmherzig früh unterwegs, um nur nicht zu spät zu kommen. Mein Vater erklärte mir, wie ich mich während der Totenmesse zu benehmen hätte. Ich hörte nur halb zu, ich schaute auf die fremden Felder und Wälder, die vorbeiflogen. Von der Strecke ist mir nichts im Gedächtnis geblieben.

Er merkte, dass ich nicht bei der Sache war.

»Wenn du dich unsicher fühlst, sieh zu mir. Tu einfach, was ich tue.«

Er wirkte plötzlich sehr alt, so in seinem schwarzen Anzug. Die Mütter ließen in letzter Zeit zu wünschen übrig. Meine war weggelaufen, seine gestorben. Wir Männer hatten es wahrlich nicht leicht. Mein Vater schien schon eine Zeit lang nicht mehr gut zu schlafen. Was, wenn er in der Kirche einnickte und von seinem Sitz rutschte? Sollte ich das dann auch nachmachen?

Wir fuhren schweigend weiter. An anderen Tagen hätte er mir etwas über die Strecke erzählt, von römischen Heerstraßen und weshalb manche Bäume zu einer Seite hin überhingen. Oder er hätte sich über den Müll auf der Standspur geärgert. Aber jetzt blieb er stumm.

Ich versuchte, ihn etwas abzulenken, und erzählte, was ich von meinem letzten Besuch noch behalten hatte: das weiße Zimmer, die beruhigenden Stimmen.

»Beruhigende Stimmen, pah! Harte Worte sind da gefallen, Arnoud, während du dalagst und schiefst. Deine Großmutter war wirklich keine einfache Frau. Für Mitleid hatte sie keine Zeit, weder für sich noch für andere. An dem Tag, an dem du krank warst, hat sie uns aus dem Haus geworfen.«

»Hattet ihr euch gestritten?«

»Nein, deine Großmutter streitet sich nicht. Stritt sich nicht. Aber sie hatte so ihre Vorstellungen, wie ich mein Leben zu führen hätte. Ach, du kannst es ruhig wissen: Sie fand, ich solle mich von deiner Mutter trennen und nicht mein Leben an sie vergeuden. Gut gemeint natürlich, aber ich war zu alt, um mir von meiner Mutter Vorschriften machen zu lassen. Und ich hoffte immer noch, deine Mutter und ich würden uns aussöhnen. Dass das nur eine Frage der Geduld war. Irgendwann würden wir wieder eine glückliche Familie sein. Ich hätte es besser wissen müssen. Wenn die ›Touren‹ deiner Mutter bis nach Deemstervelde drangen, ein Dorf, das der übrigen Welt fünfzig Jahre hinterherhinkt, dann . . .«

Er seufzte.

»Solange du bei der Frau bleibst, will ich nichts mehr mit dir zu tun haben.« Das waren ihre letzten



Worte. Ich habe dich ins Auto getragen und bin fortgefahren. Ohne mich umzusehen.«

Er starrte wieder auf die Fahrbahn.

Meine Großmutter hatte recht gehabt. Meine Mutter fand immer neue Methoden, immer neue Männer, um meinen Vater unglücklich zu machen. Trotzdem war er nie nach Deemstervelde zurückgekehrt. Und jetzt war sie tot. Eine Nachbarin hatte sie im Garten gefunden, zwischen den Gänsen.

Wir verließen die Autobahn und rumpelten durch die Felder. Eine eichengesäumte Straße, die mir bekannt vorkam. Die Äste griffen über unseren Köpfen ineinander und bildeten einen Tunnel, durch den die Sonne Goldmünzen fallen ließ.

Wir näherten uns Deemstervelde.

Man sah es schon von Weitem daliegen: ein paar Häuser und in der Mitte eine Kirche. Mit dem Auto war man im Nu daran vorbei. Aber mein Vater parkte auf dem Dorfplatz und kurz darauf stand ich neben ihm im Kirchenportal und schüttelte Unbekannten die Hände. Und was für Hände. Knorrige Hände, runzlige Hände, stumpfe Hände mit fehlenden Fingern, halbe Klauen. Jeden Augenblick konnte mir jemand einen Eisenhaken in die Hand drücken.

Das ganze Dorf schien über siebzig zu sein.

Meine Großmutter war alt gewesen, also war es nicht so abwegig, dass all ihre Bekannten auch auf die achtzig zugehen. Aber das hatte ich zu der Zeit

noch nicht begriffen, und während ich das vierzigste oder fünfzigste Skelett brav anlächelte, beschlich mich der starke Verdacht, Deemstervelde könnte ein Freiluftaltenheim sein.

Und alle starrten sie mich an.

Oder bildete ich mir das nur ein? Der Tag war ohnehin schon so unwirklich, ich in meinem unbequemen schwarzen Anzug, der höflich der Prozession von verfallenen Gesichtern zunichte, die lachend ihre leeren Münder oder dritten Zähne entblößten.

Sie begrüßten meinen Vater, murmelten ihm ihr Beileid zu, kamen zu mir gehumpelt und schwiegen. Und sie glotzten. Erst dann gaben sie mir die Hand und murmelten mir ihr Beileid zu.

Hatten sie hier seit Jahren kein Kind mehr gesehen? War das hier ein Dorf für Alte, für geriatrische Vampire, die von Kinderblut lebten, und war ich, ihre dumme Beute, einfach so zum Händeschütteln in ihrer Mitte aufgetaucht, ohne zu ahnen, was mir bevorstand? Oder stand mein Hosenstall offen?

Ich wagte sie nicht mehr anzuschauen aus Angst, so sehr zu erröten, dass mir der Kopf platzte, und senkte stattdessen den Blick auf meine blank geputzten schwarzen Schuhe. Aber das half kaum etwas. Außerdem sah ich jetzt ihre Hände nicht mehr auf mich zukommen. Also starrte ich über ihre Schultern hinweg und konzentrierte mich auf eine Gedenktafel an der Kirchenwand.

IM MEMORIAM

FÜR UNSERE GEFALLENEN  
AM 15TEN JUNI 1942 WURDEN DIESE MÄNNER  
FEIGE VON DEN DEUTSCHEN EXEKUTIERT.

LHERMITTE PIERRE  
BAUSSE MAURICE  
DE VEIRMAN GUSTAAF  
DE VRIENDT ARNOUD  
HEYVAERT THEOFIEL  
LEFÈVRE LOUIS  
MAJEUR LEONARD  
SCHOONJANS JULES  
VAN DE VEIRRE CESAR  
VAN KELST EMIL

De Vriendt Arnoud!

Das war ich. Da stand mein Name. Mir wurde leicht schwindelig. Ich hätte am Morgen besser frühstücken sollen. Ich sah noch mal hin. Ja, da stand ich, zwischen neun weiteren Exekutierten.

Das Händeschütteln ging weiter. Wie viele Alte konnte man in diese Kirche zwängen? Endlich waren alle drinnen und es konnte beginnen.

Der Sarg lag auf einem Karren, den der Begräbnisunternehmer vor sich herschob. Die Räder waren unter einem Tuch verborgen, sodass es aussah, als schwebte der Sarg zum Altar. Der Karren allerdings hatte schon bessere Zeiten gekannt, denn er

quietschte bei jeder Bewegung. Schritt. Schritt. Quietsch. Schritt. Schritt. Quietsch. So zogen wir schleppend in die Kirche ein. Die Alten in den Nebenschiffen blickten ernst. Für sie war das Ganze überhaupt nicht lustig.

Von dem Gottesdienst selbst erinnere ich wenig. Ich stand auf, wenn mein Vater aufstand, ich setzte mich, wenn er sich setzte. Ich versuchte traurig auszusehen, was nicht so schwer war. Die vergangenen Monate waren nicht die fröhlichsten gewesen. Ich schaute mich heimlich um, betrachtete die Bilder von Pestkranken und in Stücke gehackten Säuglingen. Mir gegenüber stand die Skulptur eines Mannes mit einem blutenden Herzen. Sein Finger zeigte genau auf mich. Was wusste er von mir? Was hatte ich verbrochen?

Mitten im Gottesdienst entstand eine Unruhe. Sie kam von hinten in der Kirche, und Reihe um Reihe drehten sich die Köpfe um.

»Was gibt es?«, flüsterte der Mann, der hinter mir saß.

»Robert ist gekommen!«, flüsterte sein Nachbar so laut zurück, dass die ganze Kirche es hören konnte.

Ich wusste nicht, wer Robert war, aber alle Übrigen in der Kirche anscheinend schon. Man hatte den Mann eindeutig nicht erwartet und dem Priester entglitt die Aufmerksamkeit seiner Herde. Ich schaute zu meinem Vater, aber der war in seine eigene Welt versunken.